

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 34

Artikel: Ferien-Splitter
Autor: Regenass, René / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-610676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

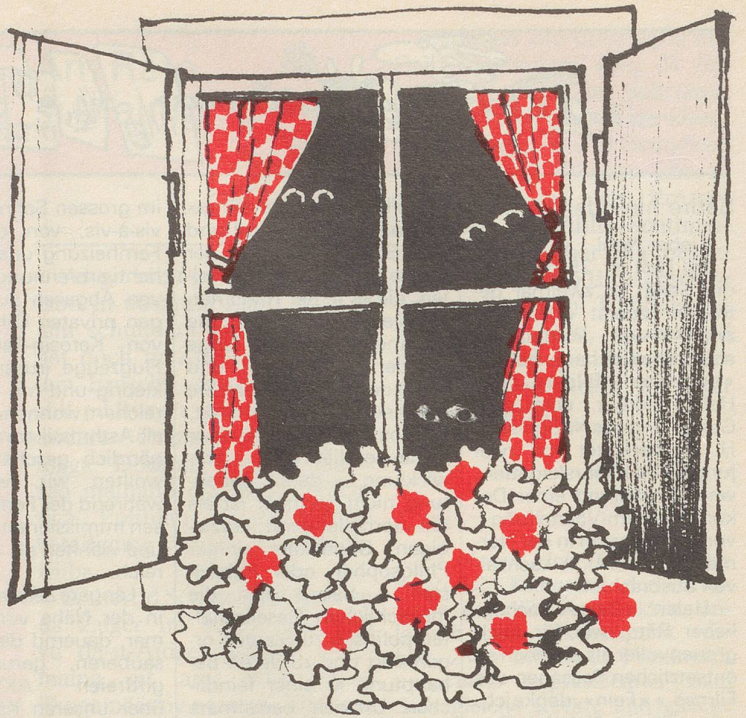
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

René Regenass

Ferien-Splitter



In der Ferienwohnung die Entdeckung, dass sich im Badezimmer eine Spinne und eine Fliege befinden. Wer von beiden wird überleben? Entwischt die Fliege, oder gerät sie schliesslich in die Fänge der Spinne? Gelingt es der Spinne nicht, der Fliege habhaft zu werden, so muss sie verhungern. Die Fliege wird zum Schicksal der Spinne. Eine unheimliche Konstellation. Eine Art Patt-Situation, die an das Zusammenleben der Menschen erinnert. Immer wenn Menschen behaupten, es gehe ums Überleben, wird es für die Menschheit gefährlich – und die Vernunft ist hier wie dort ausgeschaltet, nur: Die Spinne und die Fliege haben wahrscheinlich keine Vernunft, bloss Instinkt. So leben sie noch friedlich nebeneinander her. Wie lange?

Das Ferienhaus liegt weit oben am Hang, ist nur durch eine steile Treppe mit hundertsechs Stufen zu erreichen. Der Blick aus dem Fenster gleicht dem Blick aus einem Flugzeug. Obschon das Haus höchstens zweihundert Meter über den andern liegt, erscheint bereits alles klein, niedlich – und unwesentlich. Die Menschen werden zu emsigen Ameisen, die von einem Ort zum andern hasten, ohne ersichtlichen Grund. Die Autos fahren auf der Strasse, biegen plötzlich ab, halten an. Sie sind nichts weiter als Spielzeuge.

Alles, was unten, in der Tiefe, vor sich geht, ist nichtig, ein sinnentleertes Treiben. Die kurze Entfernung schafft eine unheimliche Distanz. Das Befremden geht so weit, dass man sich selber fremd wird. Auf einmal steht die Frage im Raum: Ist das, was du tust, überhaupt wichtig? Wichtig in dem Sinn, ob es etwas beiträgt zur

Sinnggebung des Lebens. Auch der See: er hilft nicht, diese Frage zu beantworten. Das Wasser ruht in sich selber, bei Wind treiben die Wellen irgendwohin, und dem einen Kamm folgt gleich der nächste, ein Spiel der Unendlichkeit. Die Segelboote gleiten wie Nusschalen dahin, der See trägt sie, als wären es winzige Wassermücken, nicht der Beachtung wert.

Der See träumt seinen Traum weiter; was spielt da die Zeit noch für eine Rolle ... Ein Menschenleben ist ein kurzer Hauch, die Zukunft wird ständig zur Vergangenheit.

Dagegen Interlaken: die Metropole des Berner Oberlandes, wie es im Prospekt heisst. Immer noch jedenfalls der Magnet für Engländer, Amerikaner und neuerdings Japaner. Hier wird das Klischee Wirklichkeit: die Jungfrau blitzt zwischen vorgeschobenen, schneefreien Bergen hervor, die Fremden zücken die Kameras. Ein Photogeschäft macht auf seine Weise Reklame; der Inhaber hat auf einem Stativ ein Fernglas postiert. Ohne in die Nähe reisen zu müssen, können die Einzelheiten des Berges abgesucht werden. Doch die Schneeflächen geben nichts preis.

Das an die dreihundert Meter lange Hotel «Viktoria» hat die Zeit verschlafen. Es erinnert an ein riesiges Erholungsheim für indienmüde Colonels. Im Garten davor liegen in den weichen kanapeeähnlichen Liegestühlen Engländerinnen mit überpudertem Gesicht und gefärbten Haaren. Die Männer haben auf kleinen Tischchen einen Drink vor sich. Die Kolonialzeit hat noch nicht ausgeläutet.

In der Kutsche, die vorbeifährt, verdecken blauseidene Sonnenschirme

die Köpfe. Engländerinnen haben bloss zu sein wie unreife Himbeeren. Noblesse oblige. Die Amerikaner sind nicht so schnell zu erkennen; vermutlich wissen sie um diese Schwierigkeit, seit die geblühten und bepalmt Hemden nicht mehr Mode sind. So haben sie sich auf ihre Jacken wuchtige Hinweise genäht: «Dallas City» oder «University of New York» ist zu lesen. Dass es dennoch keine Schweizer sind, ist den zusätzlichen Mützen zuzuschreiben, wo nochmals alles, was auf den Jacken steht, wiederholt wird. Die Amerikanerinnen unterscheiden sich von den Engländerinnen durch ihre furchtbaren Hosen, die entweder prall wie eine Wurst sind oder um die Beine schlottern, als wären nur noch Knochen unter dem Stoff.

Gegen sechzehn Uhr ändert sich die Kulisse. Die Bergsteiger kommen von ihren Touren zurück: Rucksack mit Eispickel darin, Hut mit Edelweissen garniert und mit breitbeinigem Schritt. Hartnäckig bewegen sie sich durch die flancierenden Leute, damit ja alle feststellen können, wie Bergsteiger aussehen, die soeben aus einer überhängenden Wand ausgestiegen sind. Die Gefahren, denen sie entronnen sind, stehen ihnen ins zerfurchte Gesicht geschrieben. Ihre Augen zeigen für die Halbschuhwanderer Verachtung.

Interlaken hat etwas mit Afrika gemeinsam: die Stosszähne von Elefanten. Zu Rosen und anderen Blüten oder zu Figürchen zusammengeschnitten, sollen sie das Auge entzücken. Aber es gibt nicht nur afrikanische Elefanten, auch indische sind mit ihren Zähnen vertreten: fettleibige Buddhas sind daraus geworden. Abgesehen von den getöteten Tieren, ist

das Dargebotene reinster Kitsch. Aber offensichtlich schätzen nicht wenige diese Pseudokunst: Jedesmal beim Vorbeigehen stehen zwei bis drei Leute im Laden.

Da machen es die Schweizer weniger verwerflich. Die Brienzer Schnitzer nehmen Lindenholz, um ihre knorrigen, ewig missmutig in die Welt schauenden Bäuerchen herzustellen, oder die Bären, die im Schaufenster auf kurzen Ästen herumklettern. Doch so edel sind diese Figuren auch nicht; vieles, was als Original Swiss Carving ausgegeben wird, wurde maschinell vorbereitet und schablonenhaft fertiggestellt. Es ist nicht alles ein Einzelstück, was als Serie daherkommt ...

Am Abend verklärt sich der See: die Sonne bricht durch die Wolken und spielt auf dem Wasser, als wäre der Thunersee irgendwo in der Karibik. Die Natur schert sich einen Teufel um Kitsch.

Zwei Boote gleiten aufeinander zu, kommen sich immer näher, ein Zusammenstoss scheint unvermeidlich. Doch das Auge hat den Betrachter genarrt, die Distanz in der Geraden aufgehoben. So ist die vermeintliche Wirklichkeit ebenso eine andere Wirklichkeit. Was wir sehen, muss also nicht unbedingt das sein, was wir oft vorschnell und mit «absoluter Sicherheit» zu erkennen glauben. Daran sollte man auch denken, wenn zwei Meinungen einander gegenüberstehen.

Eine Bergbahn fährt auf die «Heimwehfluh». Dort oben ist eine Modelleisenbahn zu besichtigen. Man sollte nicht hinter allem einen Zusammenhang vermuten.

Das Dorf am Thunersee, wo ich meine Ferien verbringe, hat lauter hübsche Châlets; kaum mehr als zwei, drei moderne Betongebäude verschandeln das Bild. Und vor den behäbigen Holzhäusern leuchten Geranien, in den Vorgärten blühen ebenfalls allerlei Blumen. Auf den ersten Blick eine Idylle. Aber wie so oft, trügt der Schein. Kaum habe ich den Wagen parkiert, so werde ich durch die Fenster beobachtet, hinter den Vorhängen tauchen Gesichter auf, verfolgen jede meiner Bewegungen. Ich bin ein Eindringling im selbstgebastelten Paradies der Einheimischen. Doch wer das Dorf näher kennt, erfährt bald, dass auch hier die Menschen nicht anders, besser sind.

Ein Bekannter führt mich zwischen den Häusern hindurch, sagt: Hier wohnte während des Krieges der designierte Gauleiter. Nach dem Zusammenbruch des tausendjährigen Reiches zog er weg. Und das ist die Wirtschaft, deren Besitzer zugleich im

Gemeinderat sitzt und dank seines Geldes bestimmt, was im Dorf zu geschehen hat. Als Einheimischer sollte man sich nicht mit ihm anlegen. Sonst ist er ein freundlicher Mann, der seine Gäste persönlich begrüsst. Das Dorf ist auch bekannt für seinen Patriotismus, der nicht nur am 1. August blüht. Nicht von ungefähr lebt hier zeitweilig Professor Hofer, der durch den «Hofer-Club» zu einiger Berühmtheit gelangte. Mit nimmermüden Augen durchforstet er des Schweizers TV-Welt, damit sie heil bleibt und nicht durch Linke unterwandert wird. Leider sind die Berge nicht ausgewogen: manche stehen weit links vom Betrachter, und nicht alle sind gleich hoch ...

Fremde sind in diesem Dorf im Grunde unerwünscht; nur der Umstand, dass sie Geld und Verdienst bringen, macht sie erträglich. Geld und Geist haben wieder einmal einen Kompromiss gefunden.

Um den Thuner- und Brienzersee gibt es eine Unzahl von Sekten. Sie alle glauben, als einzige das wahre Christentum zu vertreten. Das mag wohl der Grund sein, weshalb sie sich hermetisch von der Aussenwelt abschirmen. Und die Nächstenliebe hört zum Beispiel da auf, wo eine für die Dorfbewohner wichtige Zufahrtsstrasse ein Stück weit über das Land einer Sekte führt. Sie darf nicht öffentlich benützt werden, und die Gemeinde muss einen neuen Anschluss an die Hauptstrasse suchen. Das stört die frommen Leute jedoch nicht, denn sie können ja die Strasse befahren. Ich meinte immer, Christus predigte die Gleichheit der Menschen. Es gibt offenbar Widersprüche, die keine sind ...

Kein Haus ohne Fahnenstange, keine Fahnenstange ohne Fahne. In dieser Gegend wird noch Flagge gezeigt. In Warenhäusern und Souvenirläden erklingen aus den Lautsprechern unentwegt Jodellieder und Handorgelmusik. Was für unheimliche Patrioten!

Feststellung: Die Wohnwagen werden von Jahr zu Jahr grösser, vor allem länger. Warum eigentlich vertauschen immer mehr Menschen die Wohnung mit dem Wohnwagen, wenn sich Wohnung und Wohnwagen bald in nichts mehr unterscheiden? Ist es die Angst vor der Veränderung oder der fehlende Mut zur Bescheidenheit? Wer sein Haus gleich mitnimmt, bleibt immer zu Hause.

Regen. Die Nebelfetzen kriechen wie Lindwürmer durch die Dörfer an den Hängen. Das gegenüberliegende Seeufer ist nicht mehr sichtbar. Mitten im Sommer wird man schon an den Herbst erinnert, an das Gedicht von Rainer Maria Rilke, in dem die Zeilen stehen: «Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr. Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben ...» Diese Schwermut, die über der Landschaft liegt, erklärt vielleicht, warum die Menschen hier so verschlossen sind.

Illustrationen: Barth

